

Karl-Markus Gauß

# Zu früh, zu spät

Zwei Jahre

ISBN-10: 3-552-05397-2

ISBN-13: 978-3-552-05397-7

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter  
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05397-7>  
sowie im Buchhandel

Ach, Amerika

DER KRIEG BEGANN in der Nacht auf den 20.März pünktlich um drei Uhr 36.

Der erste Soldat der amerikanischen Streitkräfte, der fiel, hieß José Antonio Gutierrez und stammte aus Guatemala. Er versprach sich von seinem Einsatz die amerikanische Staatsbürgerschaft, die er posthum auch erhielt.

Die erste Soldatin, die fiel, hieß Lori Piestewa, war eine Hopi-Indianerin und glaubte, nach ihrer Rückkehr einen Stipendienplatz an einem College zu erhalten.

Amerika ist eine europäische Erfindung, die Neue Welt wurde aus dem Baustoff europäischer Träume errichtet, dem Traum vom freien Menschen in einem freien Land, dessen Menschenrechte durch Fürstenwillkür und Tyrannei nicht angefochten werden. 300 Jahre lang waren aus Europa gerade die Mutigsten übers Meer gefahren, weil sie religiöse Unterdrückung, politische Despotie oder wirtschaftliche Not nicht mehr dulden wollten. Aber auch der staatsbegründende Sündenfall, mit dem der Kontinent in Besitz genommen wurde, der Völkermord an der indianischen Urbevölkerung und die Versklavung der ins Land verfrachteten Afrikaner, geschah gewissermaßen noch aus europäischem Geist: waren die Europäer doch überzeugt, daß es gottgefällig sei, sich die Welt untertan zu machen und jeden zu beseitigen, der ihnen dabei im Wege stand.

(Wer der erste Iraker war, der fiel?)

In der Nacht, bevor der Krieg begann, wurde in einem Gefängnis bei Terre Haute ein 53jähriger Mörder namens Louis Jones vom Leben zum Tode verbracht. Er hatte im ersten Golfkrieg tapfer im Irak gekämpft und in Friedenszeiten in den Staaten mit dem Töten nicht aufgehört. Die Kernspintomographie, die erweisen sollte, ob sein Gehirn geschädigt und er infolge des »Golfkriegssyndroms« nur vermindert schuldig sei, wurde vom Justizministerium aus Kostengründen abgelehnt, wie es George W. Bush jetzt auch noch rasch ablehnte, den Soldaten seines Vaters zu begnadigen.

Amerika wurde von Europäern zu dem gemacht, was es heute ist, aber auf dem Wege dorthin begannen die Ausgewanderten sich irgendwann nicht mehr als Europäer zu fühlen, sondern ihre Welt als spezifisch amerikanische zu begreifen. In den Europäern, die zu

Hause geblieben waren, reiften unterdessen ambivalente Gefühle, die aus Bewunderung und Verachtung gemischt waren. Schon im 19. Jahrhundert war Amerika ein Vorbild und Schreckbild zugleich. Die einen identifizierten es mit dem Reichtum, zu dem es dort Europäer brachten, die in den statischen Gesellschaften der Alten Welt Armut und niedriger Stellung niemals hätten entrinnen können, und mit der Freiheit, die immerhin jedem garantiert war, der die europäische Hautfarbe hatte. Die anderen identifizierten es mit der seelenlosen Maschinerie des Kapitalismus, die in den USA ungleich effizienter ratterte als im feudal vermorschenden Europa, oder mit dem verwirrenden Durcheinander der Völker, aus dem Amerika entstand.

Vielen Europäern graute vor Amerika, weil dort Europäer – Iren und Engländer, Polen und Deutsche, Türken und Griechen – friedlich zusammenlebten, während sie in Europa noch vollends damit beschäftigt waren, sich periodisch aufeinander hetzen zu lassen und einander auf den Schlachtfeldern zu massakrieren. Was die Europäer des 19. Jahrhunderts vor allem störte, war also die Tatsache, daß es auf einem anderen Kontinent gelungen war, eine Art von europäischer Union zu bilden.

Über der Erfahrung, ein Land nach ihren eigenen Gesetzen zu schaffen, vergaßen die Amerikaner, daß sie aus oft jahrhundertlang verfeindeten Ländern stammten. »Amerika« hob die europäischen Differenzen des Glaubens, der Sprache und Kultur auf; die Ausgewanderten so vieler Länder waren Angehörige einer Nation geworden, einer Nation nicht des Blutes, das man in Europa noch einige Generationen lang als den besonderen Saft verstand, in dem sich die eine von der anderen Nation unterschied, sondern... ja, eine Nation entweder des demokratischen Willens oder des göttlichen Wunsches – oder von beidem.

Als Ausgleich dafür, daß sie nicht zuwegegebracht hatten, was den Amerikanern gelungen war, begannen viele Europäer die Amerikaner für das zu hassen, was sie ihnen neideten, und sich selber dafür zu bewundern, daß ihnen so vieles vorenthalten blieb. Der Narzißmus des Defizitären adelte die Rückständigkeit zum Mythos völkischer Überlegenheit, während ihm gesellschaftlicher Fortschritt nicht nur verdächtig, sondern verächtlich war, Fluch einer seelenlosen Moderne, die die alten Werte von Blut und Tradition schlichtweg

pulverisierte.

(Heinrich von Treitschke, der deutsche Historiker, der mit seiner »Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert« dieser den Weg in den nationalistischen Machtstaat wies, verlangte sowohl den Krieg Deutschlands gegen Österreich, das »faule Slawenreich«, in dem so viele Völker unappetitlich vereint waren, als auch den innerdeutschen Kampf gegen die von ihm bereits so bezeichnete »Amerikanisierung« des deutschen Lebens, worunter er eine Industrialisierung verstand, die auch ideologisch die Gesellschaft mit den verhaßten modernen Ideen durchflutete. Was ihm vorschwebte, war der von oben, von der Staatsmacht geplante und geradezu militärisch durchgesetzte Umbau Deutschlands zum mächtigen Industriestaat, dessen heroisches Selbstbild gleichwohl aus vorindustriellen Mythen von Scholle und Blutsbande, germanischer Treue und Führertum seine Kraft beziehen sollte. Die modernste Technik, Treitschke wollte sie mit archaischen Mythen betreiben und der Elektrifizierung den Aberglauben einspeisen, der Massengesellschaft den Kult des Völkischen... Auffallend, daß Treitschke gleichermaßen die österreichische Monarchie der vielen Völker und die Amerikanisierung dem deutschen Wesen für bedrohlich fremd hielt. Den fortschrittlichen Publizisten der USA diente zur selben Zeit die österreichische Monarchie hingegen als Popanz des trägen »alten Europa«, ein Reich, das vom Obrigkeitstarrkrampf gelähmt wurde und dessen Nationalitäten in einen riesigen Völkerkerker gesperrt waren. Für diese Ansicht, die von Emigranten der Habsburgermonarchie mit starken Argumenten und leidvoller Erfahrung geschärft wurde, sprach einiges. Aber es hätte auch einiges dagegen gesprochen, nicht nur im nachhinein, als sich die aus dem Kerker entlassenen Völker bald in Staaten wiederfanden, in denen sie sich wechselweise rabiät als Minderheiten unterdrückten. Schlicht rätselhaft bleibt auch, daß sich aufgeklärte Geister eines Staates, in dem noch die Sklaverei herrschte oder eben erst abgeschafft wurde, so begeistert wider die Vorstellung des fernen österreichischen Völkerkerkers empörten, in dem den darbenden Nationen noch immer das Selbstbestimmungsrecht vorenthalten wurde.)

Mit dem aus Neid und Furcht gebrauten Ressentiment der Europäer war der Antiamerikanismus in die Welt gesetzt. Er verkehrte die Gefühle der Verachtung und des Stolzes: Verachtet wurde künftig,

was gesellschaftlichen Fortschritt verhieß, während der Stolz sich darauf gründete, daß die eigene Welt noch in nationaler Borniertheit gefangen lag. Während in Europa, zumal in Deutschland, die Zwangsvorstellung von völkischer Reinheit geschichtsmächtig wurde, mehrten die USA umgekehrt ihren materiellen und kulturellen Reichtum gerade dadurch, daß sie den Hungrigen, Verzweifelten und Empörten so vieler Nationen zur Heimat wurden.

Der erste Amerikaner meines Lebens war mein Cousin Frank Herdt. Ich war drei oder vier Jahre alt, als er vor der Türe unserer Wohnung in Salzburg stand, in der Uniform eines feschen Lieutenants der amerikanischen Streitkräfte. Er war in der Nähe von Augsburg stationiert, und es ist mir heute ein Rätsel, wie er damals, 1957 oder 1958, also nach dem österreichischen Staatsvertrag und dem Abzug der Alliierten, als amerikanischer Soldat die deutsch-österreichische Grenze überschreiten und zu uns nach Salzburg auf Besuch kommen konnte, ohne seine Uniform ablegen zu müssen. Aber es war so, und darum trat auch mir der erste Amerikaner, den ich sah, als lässiger Soldat entgegen, von dem ich, wie es sich gehörte, eine Packung Kaugummi und eine Tafel Schokolade erhielt.

Frank, mehr als 25 Jahre älter als ich, ist der jüngste Sohn des ältesten Bruders meiner Mutter, der nach dem Zweiten Weltkrieg aus Palanka in der Batschka, wo er ein Geschäft für Hüte besaß, in die USA ausgewandert war und in Trenton/New Jersey mit der diktatorischen Gewalt des Patriarchen alle seine Kinder auf ein einziges Ziel verpflichtete: auf den Aufstieg der Familie als ganzer, der das Streben jedes einzelnen nach seinem individuellen Glück nicht im Weg stehen durfte. Seine Söhne und Töchter nahmen, ohne aufzumucken, den Platz ein, den er ihnen zuwies, und tatsächlich haben es diese amerikanischen Verwandten nach dem Zusammenbruch ihrer europäischen Existenz schon nach zehn Jahren zu einem Familienunternehmen gebracht, mit dem sie reich wurden und ihre Nachfahren heute Millionen verdienen.

Wir staunten nicht wenig über diese uns so ungleichen Verwandten, von denen alle paar Jahre eine Abordnung nach Europa kam, sich einen Straßenkreuzer mietete und durch Europa fuhr, um in Österreich, Deutschland, Frankreich die weitverstreute Familie zu besuchen und überall dieselben Fotografien vom neuen Zuhause in Trenton zu zeigen, das zu einem imposanten Anwesen wuchs. Mein

Vater hat die Verwandten aus der Linie meiner Mutter schon deswegen nicht ganz ernstgenommen, weil sie ihr Geld mit etwas so Schlichtem wie dem Erzeugen und Aufstellen von Zäunen verdienten (Herdts Fence Factory), und noch viel verdächtiger erschien ihm, daß es bei den Amerikanern der Familie so zuging, wie es vorzeiten in der Batschka und im Banat zuzugehen hatte: Da gab es keinen rebellierenden Sohn, der in eine andere Stadt durchgebrannt wäre, um sein eigenes Glück zu suchen, kein schwarzes Schaf, das einen Beruf ergriffen hätte, der nicht zur Struktur des wachsenden Familienunternehmens paßte, oder eine Tochter, die es wagte, nicht gemäß dem ökonomischen Generalplan der Einwandererfamilie zu heiraten. Nein, sie alle blieben dem Clan ergeben, dem sie ihre besten Kräfte opferten, indem sie anfangs in eine Fabrik schufteten gingen und das so verdiente Geld in die gemeinsame Kasse steckten, die der Bruder meiner Mutter verwaltete.

Im 20. Jahrhundert war Amerika so weit, daß es die bürgerliche Demokratie, deren theoretische, philosophische Begründung die Auswanderer aus Europa mitgenommen und die sie praktisch in der Neuen Welt durchgesetzt hatten, nach Europa zurückbringen konnte. Das geschah im Gefolge des Zweiten Weltkrieges, in dem der Faschismus, auch er eine europäische Erfindung, die Grundlagen der europäischen Zivilisation zerschlug und Millionen von Europäern seinen Sturmcharen zum Opfer fielen. Nach 1945 wurde Europa gewissermaßen von den USA aus zivilisiert, nur der eine Teil Europas freilich, der diesseits der großen Grenze lag, die durch den Erdteil und seine Geschichte selber schnitt. Was in dem einen, nicht dem sogenannten Ostblock zugehörigen Teil Europas in den nächsten Jahrzehnten geschah, wurde mit kulturellem Lamento oft als »Amerikanisierung« Europas charakterisiert, was nichts anderes bedeuten mag, als daß Europa von Amerika aus neu erfunden wurde. Der Bruder meiner Mutter hieß Ferry, war ein massiv gebauter, dickschädelig durchsetzungsfähiger Mann, der von keinerlei Selbstzweifeln angekränkt war und bis zuletzt – er starb im Alter von 96 Jahren – nur ein mangelhaftes Englisch sprach. Ein Mann der Tat, hatte Ferry für Ironie kein Ohr, und so kam es immer zum selben Mißverständnis, wenn er bei uns zu Besuch war, denn mein Vater verweigerte ihm den Ehrentitel, den er beanspruchte, ohne zu ahnen, daß dieser nicht überall in der Welt und nicht bei jedem auf dem

europäischen Zweig der Familie als Ehrentitel galt, nämlich den des Kapitalisten. Wenn Ferry erzählt hatte, welche Stelle er dem neuen, dem norwegischen Schwiegersohn in seinem Unternehmen zugewiesen habe und auf welche geschäftlichen Pläne er die Familie jetzt zu verpflichten gedenke, sagte mein Vater alle Jahre wieder: »Ferry, du bist ein Stalinist«, und Ferry, jedes Mal neu gekränkt, erwiderte erbleichend: »Ich? Wie kannst du nur so etwas behaupten!« Auf diese Weise haben wir uns im Umgang mit den amerikanischen Verwandten früh einer dünkelfhaften Überlegenheit erfreut: Zeigten sie uns, die wir es weder zu einem eigenen Dorf noch zu einem Eigenheim gebracht hatten, die Fotografien ihres »Herdt Village«, in dem alle Kinder und Kindeskinde nach und nach ihr eigenes Haus bekamen – »der John hat sich eines im spanischen Stil ausgesucht, und daneben, das da, von der Mary-Ann ist ein Schweizerhaus« –, heuchelten die Österreicher Bewunderung, indes wir uns, einander zuzwinkernd, doch darüber ins Einvernehmen setzten, daß unsere reichen Verwandten aus Amerika eigentlich Bauern aus der Wojwodina geblieben waren und einfach kein Stilempfinden hatten. Wie es einst Europa mit den Amerikanern ergangen ist, so ergeht es nach zwei Generationen der Amerikanisierung jetzt Amerika mit den Europäern: Die Erfindung sucht sich von ihrem Erfinder zu emanzipieren. Seither gibt es nicht nur den alten europäischen Antiamerikanismus, dessen Kraft schon redlich erlahmt ist, sondern einen kraftvollen amerikanischen Antieuropäismus, der in Europa nicht als solcher bezeichnet wird, obwohl er alle Ingredienzen einer aus Ressentiment, Vorurteil, Kalkül gemischten Aversion aufweist. Seltsam genug, wer auf den realen Antieuropäismus hinweist, der in den USA keineswegs nur Sache unbedarfter Leute ist, sondern halbamtlich verlautbart und medial propagiert wird, der gerät in Gefahr, in Europa selbst unverweilt dem Lager der Antiamerikaner zugeordnet zu werden. Richtig ist aber, daß es in Europa nicht nur den alten Antiamerikanismus gibt, sondern auch ein Gespenst, das neuerdings umgeht, die Braven aufscheucht und die Widerspenstigen zum Kuschen bringen soll: es ist das Gespenst des Antiamerikanismus. Es schlägt auch vernünftige Leute in seinen Bann, die jetzt, da die amerikanischen Truppen rasch zu siegen scheinen, von Europa fordern, um Himmels willen nicht die »transatlantische Gemeinschaft« aufs Spiel zu setzen, die doch

umgekehrt gerade von den USA rüde aufgekündigt wurde. Es schüchtert selbst Intellektuelle ein, die sonst nicht schreckhaft sind, und wo immer es auftaucht, wird konkrete Kritik an der amerikanischen Regierung nicht konkret, sondern mit dem allgemeinen Verdacht abgewiesen, sich aus dem uralten, rassistisch unterfütterten Antiamerikanismus zu speisen. Die USA bleiben denen, die sich den Glauben an sie nicht durch so etwas Banales wie die Wirklichkeit rauben lassen möchten, auch dann die Vormacht einer wehrbereiten Demokratie, wenn sie Völkerrecht brechen und ihre eigene Bevölkerung durch eine Serie autoritärer Gesetze unter patriotische Aufsicht stellen.

Ein fundamentalistisches Blatt berichtet, daß zu den Unternehmen, die beim »Wiederaufbau« des Irak mit den größten Aufträgen rechnen können, die Unisys Corporation gehöre. Das braucht nicht zu wundern, selbst wenn die Information von verdächtiger Seite kommt, denn die Unisys Corporation hat zuvor so viel für den Aufbau des Saddam-Regimes getan, daß es nur gerecht ist, wenn sie ein bißchen am Wiederaufbau nach dessen überfälligem Abriß verdient. Unisys hatte Saddam 1988 ein Computersystem geliefert, das exakt nach den Interessen eines Polizeistaates konfiguriert war und es der Baath-Partei ermöglichte, über eine Personaldatenbank oppositionelle Regungen in der zivilen Gesellschaft leichter auszuforschen und gründlicher zu verfolgen; und die Corporation hat schon vor dem ersten Golfkrieg den Irak mit der Computertechnologie ausgestattet, die er zur Herstellung jener Waffen benötigte, die es dann in einem Krieg zu zerstören galt (Wall Street Journal, 23.März 2003).

In Friedenszeiten mag es ein Indiz dafür sein, daß einer lebt: wenn er sich nämlich bewegt. Im Krieg ist es anders. Ein General erklärt heute im Fernsehen die Strategie des Bodenkampfes im Irak, der jetzt, nach den Bombenangriffen der ersten Woche, beginnt: »Alles, was sich bewegt, ist tot.«

Einer macht nicht mit. Tacoma, ein 22jähriger Delphin, von der US-Marine als Minensuchmaschine mißbraucht, wurde im Hafen der südirakischen Stadt Umm Kar zum Einsatz ins Wasser geschickt – und ist sogleich ins offene Meer hinaus desertiert. Die Kreatur rettet die Ehre der Menschheit.

Der Krieg geht zügig voran, offenbar ist die gepriesene Armee Saddam Husseins weder in der Lage noch willens, den alliierten

Truppen längeren Widerstand entgegenzusetzen. Das läßt in manchem, der vorher warnte, den Zweifel wachsen, ob nicht doch, womöglich, vielleicht, wer weiß, Präsident Bush recht gehabt haben könnte und ein kapitaler Militärschlag das Regime Saddams beseitigen (und die Region befrieden?) werde. Man wird sehen. Aber was immer man sehen wird, man sollte nie vergessen, was man zu hören bekommen hat in diesen Tagen. Am 27. März im deutschen Fernsehen von Frau Angela Merkel diese Worte: »Ich bekenne mich zum Irak-Krieg!« Offenbar ist auch in Europa die Zeit gekommen, auf politische Fragen mit religiösen Bekenntnissen zu antworten, und besonders eindrucksvoll fällt das Glaubensbekenntnis aus, wenn es einem Krieg gilt, von dem im Fernsehen gerade eine spannende Direktübertragung läuft.

Der Krieg wird live übertragen, das macht ihn für uns, die Zuschauer, so unwirklich. Die Kameramänner sitzen in den Panzern, die gleich nach der kämpfenden Vorhut durch die Straßen einer namenlosen Stadt fahren, die Reporter stehen mit Stahlhelmen im Schutze anderer Panzer am Straßenrand und schreien ihre Kommentare, die im Lärm der Geschütze kaum zu verstehen sind, in die Mikrophone, die sie gleich Waffen in Händen halten (nur zur Verteidigung, versteht sich). Ich schaue stundenlang in diesen ersten Tagen die Kriegsübertragung von CNN und spüre, wie mir die Authentizität zur Inszenierung gerät. Die Bilder mögen von der vordersten Frontlinie aus einem Panzer heraus aufgenommen werden und sagen gleichwohl über das, was sie zeigen, nicht mehr aus als gestellte Bilder aus der Etappe. Die Front mit ihrer beliebigen Kulisse fällt mit dem Studio in eins, was seine Parallele in der Organisation des Krieges hat. Jedes einzelne Ziel der täglichen Bombenangriffe wird nicht von den Kommandierenden im Irak selbst, sondern am Bildschirm des Central Command in Tampa/Florida ausgewählt.

Wer sich von den Nachrichtensendern unter den Beschuß mit Bildern nehmen läßt, den kommt das merkwürdige Gefühl an, es werde der Krieg mit transportierbaren Kulissen womöglich nur simuliert; nie war man dem Krieg näher, nie ferner zugleich.

Erst seitdem ich sehe, wie der Krieg zur Live-Übertragung entwirkt wird, fühle ich mich versucht, nachträglich jenen skurrilen Geistern zu glauben, die behaupteten, die Fotos von der Landung der Astronauten auf dem Mond seien in einem

kalifornischen Studio angefertigt worden.

Idioten der Wahrheit? Die irakischen Soldaten machen das Beste, was sie tun können, sie machen sich aus dem Staub und verlassen die Truppe; die heroische Republikanische Garde Saddams, die heroisch dreißig Jahre lang die eigene Bevölkerung gefoltert hat, ist wie verschwunden, kein Stalingrad hat sie den amerikanischen Truppen bereitet, als diese Bagdad umzingelten und, von den Bewohnern bejubelt, in der Hauptstadt einzogen. Was, wenn der Krieg tatsächlich in ein, zwei Monaten zu Ende wäre? Wenn es dann eine irakische Regierung gäbe, die die Bewohner ungeachtet ihrer religiösen und ethnischen Zugehörigkeit vertritt?

Wird die Lüge, mit der der Krieg begründet wurde, dann nicht eine Täuschung gewesen sein, die zu tadeln kein Anlaß besteht? Zwar heiligt der Zweck nicht die Mittel, aber die Lüge wird so sehr wie von der edlen Absicht von den nützlichen Folgen gerechtfertigt, die sie bewirkt. (Wer wäre Roosevelt nicht dankbar dafür, daß er sich ihrer bediente, als er, von dem Vorhaben des faschistischen japanischen Generalstabs unterrichtet, nichts unternahm, um Pearl Harbor und die 2000 amerikanischen Soldaten, die dort zum Opfer des japanischen Überfalls wurden, zu retten? Erst dieser Angriff, von dem die amerikanische Regierung wohl wußte, daß er erfolgen werde, und den sie trotzdem nicht zu verhindern trachtete, hat die Stimmung in der amerikanischen Bevölkerung so gewendet, daß diese bereit war, den Eintritt ihres Landes in den Zweiten Weltkrieg hinzunehmen. Die Lüge, sich ahnungslos zu geben, wo man doch den geheimen Code des Feindes längst entschlüsselt hatte, gereichte der Welt zweifellos zum Segen.) Wie wird es also, im nachhinein anhand des Kriegsergebnisses betrachtet, mit der Lüge sein, die mich im vorhinein als Kriegsbeginn so empört hat? Stehen, die sich gegen die Lügen der Propaganda wandten, nicht als Idioten der Wahrheit da, wenn die Lüge doch rasch das Gute bewirkte, von dem Plato meinte, es sei deren moralische Rechtfertigung?

Wenn es so wäre. Brauchte die Welt tatsächlich eine hegemoniale Macht, wie der deutsche Politologe Herfried Münkler behauptet, damit sie sich nicht mit dauerndem Krieg, mit dem Zerfall von Staaten, der Ausdehnung rechtsfreier Räume abfinden müsse, und gehörte zur Kriegstechnik dieses ungeliebten, doch segensreichen Hegemons auch die Lüge: ja, dann wäre mein (europäischer?)

Skeptizismus, was Macht und militärisches Denken anbelangt, mein (europäisches?) Beharren auf wahrheitsgetreuer Information, rationalen Argumenten und Aufklärung allerdings nichts als feige Realitätsverweigerung.

Denn dann würden wir zu unserem eigenen Nutzen belogen, des richtigen Zieles wegen getäuscht und um der Freiheit willen beherrscht.

»Die Journalisten sind Teil der Koalitionstruppen.« In Armeen gab es immer die Kriegsberichterstatter in Uniform, die Desinformationsoffiziere, Sterbeglorifizierer, Siegesverkünder. Über diesen Krieg aber soll gar niemand anderer berichten, Fotos machen, sich mit eigenen Augen informieren dürfen; wer nicht in den Status des »embedded journalist« abdankt, um sich als schreibender oder fotografierender Milizionär der Truppe einzufügen und ihren Kommandeuren zu gehorchen, der darf erst gar nicht dorthin kommen, wo er erfahren könnte, was tatsächlich geschieht. Ich glaube nicht, daß dieser alte Traum aller militärischen Führer sich verwirklichen und uns den Alptraum einer totalen Desinformation bescheren wird, die paradoxerweise ihr Geschäft mit lauter authentischen Informationen betreibt. Daß ihr totalitärer Wunsch in Erfüllung gehe, dagegen stehen im mißachteten Stand der Journalisten zu viele Leute, die ihrem Beruf mit professionellen Ansprüchen, unabhängig und ohne militärische Dienstverpflichtung nachgehen wollen. Aber das Vorhaben selbst zeigt, daß es mit der Lüge für den guten Zweck, der Täuschung für das Richtige jedenfalls nicht sein Bewenden hat, sondern daß jene, die von Berufs wegen zu informieren hätten, auf die Gegenwelt der Propaganda verpflichtet werden sollen. Wenn das gelänge, würden Lüge und Information, Täuschung und Öffentlichkeit in eins fallen, ein historisch ungeheurer Vorgang und Verfall, wenn man bedenkt, daß sich die Öffentlichkeit seit dem 18. Jahrhundert gerade entwickelt hat, indem sie Lüge, Dogma, staatliche Doktrin der Kritik unterzog und sich gewissermaßen als Gegenwelt zur Lüge konstituierte.

Seit Wochen rufen Redakteure verschiedener Zeitungen an, um mich zu einem Kommentar über Amerika und den Krieg, über Europa und seine Aussichten, über die Notwendigkeit, daß die Welt zu ihrer eigenen Sicherheit eines Hegemons bedürfe oder ihr womöglich doch eine multilaterale Ordnung angemessen sei, zu veranlassen. Jahrelang

habe ich solche Angebote, mich in großen und kleinen Zeitungen zu meinem Wort zu melden, dankbar und pflichteilig angenommen; leicht war ich zu überreden, mich an Debatten zu beteiligen, die gar nicht die meinen waren, empfand ich es doch als Glück, das nicht jedem beschieden ist, jedenfalls veröffentlichen zu können, was immer ich zu sagen zu haben glaubte. Ob es gehört oder ignoriert, gelobt oder geschmäht wurde, hat mir so viel gar nicht ausgemacht: Daß ich es immerhin gesagt hatte und öffentlich machen konnte, genügte mir, zumal ich mir über die Dinge oft erst klarwurde, indem ich über sie schrieb, sodaß, wenn schon nicht meine Leserschaft, jedenfalls ich selbst etwas davon hatte. Dieser Fleiß ist mir über die Jahre langsam ekelhaft geworden, dennoch staune ich jetzt über meine Unfähigkeit, der heftig aufrauschenden Meinungsprosa mein Teil hinzuzufügen. Gerade jetzt, da ich doch zu würdigen hätte, daß bei uns keine eingebetteten Journalisten gefragt, sondern ausdrücklich Kommentare erwünscht sind, die das Geschehen kontroversiell deuten! Meine Unfähigkeit erstaunt nicht nur mich, sondern auch die Herren Redakteure, die in ihrer Not, alle Tage widerstreitende Meinungen aufzutreiben, so lange auf mich hatten setzen können, und sie nehmen es ungläubig, verärgert zur Kenntnis. Der Antieuropäismus, der sich derzeit am heftigsten in der auch in Europa traditionell weitverbreiteten Form der Frankophobie ausformt, wird von der amerikanischen Regierung mit einem dumpfen Poltern betrieben, das im Resonanzraum der amerikanischen Bevölkerung gewaltig widerhallt und die lächerlichsten Bekundungen von Patriotismus provoziert (nur Verräter trinken französischen Rotwein). Der Verteidigungsminister Rumsfeld gießt seinen frankophoben Antieuropäismus politisch in die Formel vom »alten Europa«, dem er ein anderes Europa gegenüberstellt, das sprachlogisch das neue oder das junge Europa sein kann, aber jedenfalls auch aus lauter alten europäischen Nationen besteht. Rumsfeld appelliert an das neue oder junge Europa wie an ein Bündnis, das sich nicht an den Prinzipien der Europäischen Union, der es doch beizutreten trachtet, sondern an den Entwicklungen der amerikanischen Gesellschaft zu orientieren hat und der Kriegsregierung Bush die Gefolgschaft nicht verweigern wird. Sieht man von der kuriosen Deutung ab, die er dem europäischen

Oppositionspaar gibt, und von dem intransingenten Versuch, einen Keil in die Europäische Union zu treiben, noch ehe diese sich wirklich formiert hätte, spricht einiges für Rumsfelds Sicht auf Europa. Tatsächlich sind die osteuropäischen Staaten, die nächstes Jahr der Union beitreten werden, den Vereinigten Staaten von Amerika in manchem näher als den anderen Staaten der Europäischen Union. Rumsfelds »neues Europa«, durch jahrzehntelange kommunistische Kommandowirtschaft heruntergekommen, befindet sich in einer Phase des rüden Aufbaukapitalismus, der eher dem sozialen Abrißkapitalismus ähnelt, wie er in den USA praktiziert wird, als dem sozialstaatlich gezähmten Kapitalismus des »alten Europa«.

Wenn das alte Europa nach dem Zweiten Weltkrieg etwas zuwegegebracht hat, dann ist es jener Sozialstaat, der in den USA, sofern er dort je existierte, rigoros abgeschafft worden ist – und den sich die osteuropäischen Staaten, begierig, vom Schub der Modernisierung mitgerissen zu werden, erst gar nicht leisten zu können glauben; dann ist es jene »soziale Marktwirtschaft«, also ein durch Gesetze, gewerkschaftliche Machtbeteiligung, sozialpolitische Regelungen abgefederter Kapitalismus, der in den USA längst nicht mehr existiert – und den sich die neuen Eliten im einstigen Ostblock, hemmungslose Schüler ihrer amerikanischen wie europäischen Lehrherren, schlicht ersparen möchten; dann ist es der niemals gesicherte, immer umkämpfte, oft denunzierte Ausgleich von ökonomischen Interessen und Anliegen der Gesellschaft, die bekanntlich nicht nur aus Spitzenmanagern und Anlagemillionären besteht; dann ist es der Wunsch von Abermillionen Europäern, Teile ihrer Städte nicht zu Slums und untüchtige, benachteiligte, arbeitslose, wodurch immer aus der Bahn geworfene Menschen nicht zu menschlichem Müll verkommen zu sehen. Für den Luxus, ihren Wohlstand nicht inmitten von schreiender Armut genießen zu müssen, waren die allermeisten Europäer bereit, einiges an Steuern und sozialen Abgaben zu leisten.

(Schreibe ich das nicht schon wie gegen besseres Wissen? Ist dieses Europa nicht längst dabei, sich abzuschaffen – und das just, während es, als Kontinent der großen Worte und edlen Werte, jene Traditionen beschwört, denen es eben den Garaus bereitet?)

Der soziale Ausgleich, der auch in Europa dem Ansturm neoliberaler

Reformen ausgesetzt ist, aber allenthalben noch beschworen wird, war in den USA weder ein gesellschaftliches Ideal noch ist er dort heute ein politisches Ziel. Der Staat, der zwei Drittel aller Nobelpreisträger stellt, hat das Bildungswesen in einem Maße verfallen lassen, daß öffentliche Schulen nur deswegen nicht serienweise schließen müssen, weil sich Freiwillige aus Europa in städtische Elendsgebiete verpflichten lassen. (Zwei Kolleginnen, mit denen meine Frau in den letzten Jahren besonders eng zusammengearbeitet hat, gingen in den letzten Jahren von der Salzburger Schule ab, die eine unterrichtet jetzt in Albanien, die andere in der Bronx von New York). Dieser Staat, der die weltbesten Kliniken für Kranke mit privaten Versicherungen hat, zählt 41 Millionen Bürger, die überhaupt nicht versichert sind, und verfügt über ein öffentliches Gesundheitssystem, das nicht einmal den Standard erreicht, den sich das alte Europa 1950, nach einem verheerenden Krieg, geleistet hat. Mißt man die USA von heute an den Kriterien, die die ost- und mitteleuropäischen Staaten erfüllen müssen, um nächstes Jahr der EU beizutreten, dann hätte der mächtigste und reichste Staat der Geschichte mit seinem Justizwesen, seiner Sozial- und Bildungspolitik keine Aussicht, in die Union aufgenommen zu werden. (Als Union von Europäern sind die Vereinigten Staaten von Amerika einst entstanden.)

Was die historische Errungenschaft betrifft, Kapitalismus und Sozialstaat, wie unvollkommen auch immer, zu verbinden, sind die USA weit hinter das alte Europa zurückgefallen. Auf das junge Europa aber setzt Rumsfeld, weil es diese Standards noch nicht erreicht hat und seine Gewinner auch wenig Leidenschaft zeigen, sie überhaupt anzustreben, ja auch nur zu akzeptieren, daß sie ein Ziel seien, das es lohnte. Im Gegenteil, die degoutante Verwerfung des »alten Europa« gilt gerade dem sozialen Modell, an dem sich das junge Europa amerikafromm erst gar nicht orientieren möge.

Gleichzeitigkeiten. Während sich das alte Europa zögerlich und zaudernd, als würde es eine Dankesschuld verraten, politisch von den USA zu emanzipieren wagt, geht es eben daran, seinen Sozialstaat nach amerikanischem Vorbild zu demolieren. Wenn sich die Europäische Union aber nicht als Sozial-Union behauptet und entwickelt, kann sie mir gestohlen werden; dann war sie die ganze Mühe nicht wert, ein Produkt von Lüge und Täuschung. (Lüge und

Täuschung sind übrigens besonders gefährlich, wenn sie auch die eigene Lebenslüge, die Selbsttäuschung enthalten, und ich bin mir nicht mehr so sicher, ob die Kriegspolitiker, die so unverfroren die Weltöffentlichkeit belogen, kaum daß sie über die Gründe für den Krieg gegen den Irak sprachen, sich nicht in Wahrheit auch selbst belogen, sodaß sie, betrogene Betrüger, sich bereits selbst in die Irre führten, während sie noch meinten, alle, nur nicht sich selbst zu täuschen.)

Schön und viel haben wir von Europa, von der friedlichen Vereinigung Europas in Vielfalt und Freiheit geredet. Schon möglich, daß das nur die psychedelische Begleitmusik gewesen sein wird, mit der wir uns einlullten, um nicht sehen zu müssen, daß andere die Vereinigung Europas betrieben, um endlich das europäische Sozialsystem auf den Misthaufen der Geschichte zu kippen. Europa ist aber dieser Sozialstaat, es ist nicht nur dieser Sozialstaat, aber ohne ihn ist es gar nichts außer eine Kopie Amerikas, dem die Vorzüge des Originals abgehen.

Sprachpolitik. Als »Besitzstandswahrer« werden die verächtlich gemacht, die soziale Errungenschaften nicht preisgeben wollen – das heißt: die als gute Europäer bewahren und fortentwickeln möchten, was Europa in den letzten sechzig Jahren ausgemacht hat. Das Wort selbst ist eine Erfindung von Besitzstandsmehrern, die sich in ihrem hemmungslosen Mehren nicht durch soziale Übereinkunft, Gesetze und Traditionen hindern lassen wollen.

Mein Cousin Frank, der mir das Glück bescherte, daß gleich der erste Amerikaner meines Lebens ein Verwandter war, der mir Kaugummi und Schokolade schenkte, war ein gutaussehender und argloser Bursche. Er wurde von seinem Vater Ferry mit vierzehn Jahren in Trenton aus der Schule genommen und mußte arbeiten gehen, um das Seine zum familiären Aufstieg beizutragen. Er ist als Autodidakt ein genialer Konstrukteur technischer Geräte geworden, durfte seine Begabung aber nur für den Haus- oder den Firmengebrauch nutzen. Als ich ihn vor zwanzig Jahren zum letzten Mal sah, wirkte er abgearbeitet und verbraucht, er war füllig geworden, auf diese ein wenig melancholische Art von Männern, die in der Mitte ihrer Jahre resigniert haben. Er arbeitet immer noch im Familienbetrieb, so wie längst auch seine eigenen Kinder und deren Ehepartner. Der Stolz, mit dem er die Bilder von Herdt Village zeigte, wo auch weiterhin

alle paar Jahre ein neues Haus dazukam, im englischen Cottage-Stil oder nach Tiroler Art, war bei ihm verhaltener, und fast schien uns, es sei ihm eine gewisse Bitterkeit beigemischt. Ob er selber glaubte – oder nur wir zu wissen glaubten –, daß für den europäischen Traum vom amerikanischen Aufstieg, den sein Vater die ganze Familie träumen hieß, eine Generation geopfert worden war?

Seine Kinder, deren Großonkel ich bin, obwohl sie so alt wie ich oder nur wenig jünger sind, habe ich als Heranwachsender zum letzten Mal gesehen, in meiner Generation ist die Verbindung der österreichischen und der amerikanischen Linie unserer Familie abgebrochen. (So ist es wohl immer schon Millionen Familien ergangen, die sich irgendwann so weit voneinander entfernten, daß in den Nachrückenden zuerst der Wunsch verlorenging, die versprengten Teile zusammenzuführen, und später die Erinnerung selbst erlosch, daß es da einmal eine gemeinsame Familie gegeben hatte.) Damals, Anfang der siebziger Jahre, erschienen sie mir, der ich in Salzburg, einer Stadt in der österreichischen Provinz lebte, ungleich provinzieller als ich, und wie ich selbst ihnen erschien, das interessierte mich nicht und weiß ich heute erst recht nicht. Vielleicht halten sie uns für undankbar oder kaltherzig, denn daß die Verbindung langsam eingestellt wurde, war unsere, der Europäer Schuld, von denen kaum einer die beständig wiederholte Einladung, doch in die USA zu kommen und die Herdt Family zu besuchen, annahm, während bei uns regelmäßig Panik ausbrach, wenn sich unsere Amerikaner wieder angekündigt hatten und ihre Ehrenrunde durch ihre europäische Verwandtschaft drehen wollten; irgendwann bemerkten diese, daß ihr Erscheinen in Europa keine Begeisterung mehr auslöste und wiewohl sie das vermutlich gar nicht verstehen konnten, sind sie nach und nach immer seltener gekommen.

Am Montag vor Ostern verlassen Kurt Kaindl und ich frühmorgens Salzburg, um abends im Osten der Slowakei Quartier zu nehmen. Wir sind nicht das erste Mal in dieser Richtung unterwegs, und als wir losfahren, weiß ich schon, daß ich ein Buch über die slowakischen Roma, die in 300 Slums am Rande von Dörfern und Städten hausen, schreiben werde. Wie es mir oft beim Schreiben geht, habe ich den Titel bereits gefunden, noch ehe ich die erste Zeile geschrieben habe. Manchmal glaube ich, wenn ich nicht schon im ersten Entwurfsstadium eines Buches seinen späteren Titel fände, würde ich

mich beim Schreiben auf arabischen Wegen verirren. Der Titel ist es, dem ich entgegenschreibe, nicht das Ende; ein Manuskript fertigzustellen hat für mich immer bedeutet, seinen Titel einzuholen. Jetzt gilt es die Augen offenzuhalten, einige Vermutungen zu überprüfen, die Geduld nicht zu verlieren und noch einmal zu tun, was mir am schwersten fällt, aber ein Teil der Arbeit ist, die meinen Reisebüchern zugrundeliegt, genaugenommen ihr schwerster Teil: zu warten.

Wir sind zwei Wochen unterwegs zwischen Kosice und Presov, wir sitzen in kalten Dorfwirtshäusern und bei Bushaltestellen an der Landstraße – und warten; wir ziehen durch kleine, schmutzige Orte, die im Frühling wie eingesunken sind im Morast – und warten; wir warten darauf, daß die Leute, die uns dabei beobachten, wie wir sie beobachten, von sich aus den Kontakt zu uns aufnehmen, uns ansprechen und Einlaß in ihre Welt gewähren. Warten kann etwas geradezu Schmerzhaftes sein, vor allem wenn einer so sehr vom Charakterfehler der Ungeduld gezeichnet ist wie ich, aber es muß ertragen, ausgehalten, darf nicht abgebrochen werden. Und am Ende eines langweiligen Tages, so langweilig, daß er fast schon weh tat, ist es uns fast immer gelohnt worden. Erst wenn wir schon aufgeben wollten und den unansehnlichen Ort, in dem wir uns stundenlang herumgetrieben hatten, endlich zu verlassen beschlossen, erst dann hat uns im mazedonischen Gebirge eine alte Frau angesprochen und uns in ihr Haus geführt; gerade als wir sicher waren, daß sich nichts mehr ereignen werde an diesem Ort, hat in San Martino Albanese in Kalabrien ein Mann seinen Schritt verlangsamt, uns wie nebenhin eine Frage gestellt, die ihn selber veranlaßte, stehenzubleiben – und keine halbe Stunde später waren wir in diesem Städtchen, in dem wir fünf Stunden darauf gewartet hatten, daß nur irgendetwas geschehe, das die Gleichförmigkeit des dahinsickernden Tages zerreiße, von zwanzig Männern und Frauen umgeben, die alle auf uns einredeten und uns zu sich einladen wollten, damit sie berichteten, was ihnen in ihrem Leben widerfahren sei, wie weit sie durch die Welt gekommen waren und warum sie die Dinge so sahen, wie sie es taten.

Meine amerikanischen Großneffen und Großnichten habe ich vor über dreißig Jahren zum letzten Mal gesehen. Damals kamen sie mir vor, als hätten sie mit dem, was ich emphatisch mit Amerika verband, mit Loveandpeace, Woodstock, den Doors und Allen Ginsburg, viel

weniger zu tun als ich. Die Fotos, die sie pflichtbewußt herumreichten und erklärten, zeigten sie, die kaum mehr Deutsch konnten, auf donauschwäbischen Heimatabenden in Trenton, wo sie in Tracht bei einem Volkstanzabend auftraten. Diese jungen Amerikaner, ich schaute sie an, als seien sie von dem Fortschritt, an den ich damals glaubte, und von dem ich zudem glaubte, er sei mit mir oder ich mit ihm, auf rätselhafte Weise vergessen worden. Sie lebten in Amerika, aber ich kam mir jedenfalls viel amerikanischer vor als sie, die ich für die reinsten Hinterwäldler hielt.

In Svinia haben wir nie lange zu warten brauchen, man muß nur an der Siedlung vorbeigehen, schon laufen ein Dutzend Kinder heraus, zupfen einen am Ärmel, deuten auf sich und rufen dazu ihren Namen. In den Roma-Slum von Svinia gelangt man, wenn man den slowakischen Ort gleichen Namens durchquert und auf der Landstraße Richtung Poprad ein paar hundert Meter geradeaus gegangen und dann in eine Siedlung aus Blechcontainern, modernden Holzschuppen und bröckeligen Steinhäusern eingebogen ist. Am hintersten Ende dieser Ansiedlung, in der die ärmsten Menschen, die ich je gesehen habe, in einer Art von verstockter Ausgelassenheit, in trotziger Lebenskraft ausharren, steht ein kleines Gebäude, in dem ein Sozialarbeiter gelegentlich Bastelstunden für Jugendliche abhält und ansonsten die Verwaltungsarbeit diverser Hilfsorganisationen erledigt wird. In diesem Gebäude, das in die Vorhölle auf Erden als ein Symbol weniger der Hoffnung als des Anspruchs auf ein menschenwürdiges Leben für alle gesetzt ist, sind an der Wand zwei große Briefdokumente aufgehängt, versehen mit Wappen und staatlichen Insignien. Keinen Slowaken hat es je bis hierher verschlagen – außer jene gezählten Frauen und Männer, die wider ihren eigenen Staat und die ehernen Vorurteile ihrer Landsleute sich für die Sozialarbeit mit den Roma entschieden haben. Aber in diesen Slum, um den alle slowakischen Regionalpolitiker einen großen Bogen machen, sind der kanadische und der amerikanische Botschafter vorgedrungen, und beide haben den Roma von Svinia mit Unterschrift und offiziellem Brief versichert, daß sie den Kampf um Anerkennung und Gleichberechtigung, den diese noch kaum begonnen haben, für gerecht und überfällig halten und ihn unterstützen.

Nächstes Jahr wird die Slowakei der Europäischen Union beitreten.

Daß sie ein großes Problem dabei hat (ein europäisches, kein slowakisches Problem allein), ihrer gegen 500000 Menschen zählenden Minderheit der Roma ein Leben in Würde und Gleichberechtigung zu ermöglichen, davon werden die Schönredner der Europäischen Union erst erfahren, wenn zerlumpte dunkle Gestalten im Reichsgebiet der Union auftauchen, um zu betteln, Europäer, in denen kein Europäer des Wohlstands sich erkennen mag. Der kanadische und der US-amerikanische Botschafter aber haben schon vor Jahren zu Kenntnis genommen, daß es diese Menschen gibt und daß sie in menschenunwürdigen Verhältnissen leben, aus denen sie aus eigener Kraft alleine nicht herausfinden werden.

März–April 2003